

**Zeitschrift:** Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens  
**Band:** 31 (1989)  
**Artikel:** Huldigung an eine grosse Musikpädagogin  
**Autor:** Brunner-Danuser, Fida  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-555618>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 06.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Huldigung an eine grosse Musikpädagogin

von Fida Brunner-Danuser

### Redaktionelle Vorbemerkung

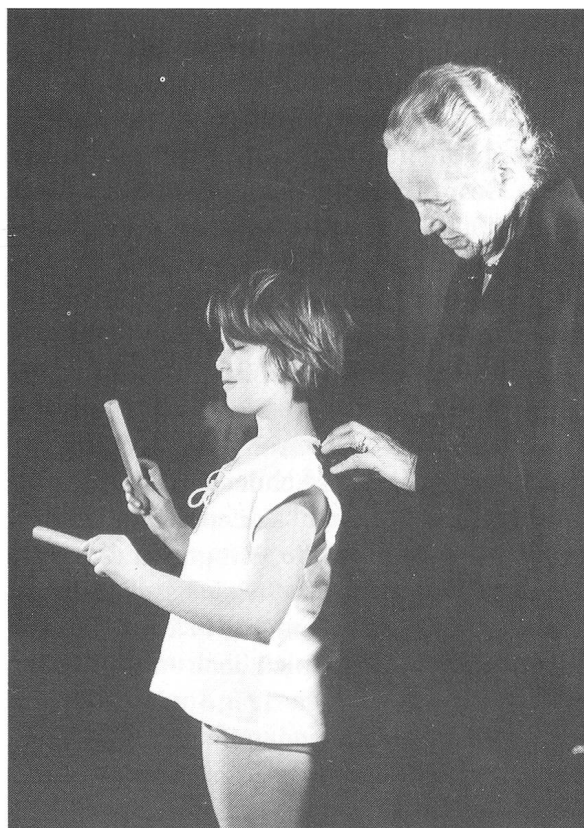
Der nachfolgende Beitrag stellt eine Huldigung an Frau Dr. h. c. Mimi Scheiblaurer dar. Die zu ihrem 20. Todestag Gefeierte erwarb sich durch ihr begnadetes Wirken als Musikpädagogin weltweites Ansehen. Der Vater war Stadt-Wiener, die Mutter Land-Bernerin, 1891 kam sie in Luzern zur Welt und starb 1968 in Zürich, als Basler Bürgerin. Freude und Musikverständnis zu vermitteln war das Anliegen ihrer frühen Jahre. Doch schon bald erkannte ihr Pioniergeist in der Arbeit mit Schülern aller Alters- und Entwicklungsstufen die Intensität der formenden Wirkung musikalischer Elemente auf die menschliche Seele. Auf dieser Einsicht baute sie ihr ganzes Lebenswerk auf. Die Prinzipien und Übungen der Musikalischen Rhythmik wurden zu einem zentralen Wert in der modernen ganzheitlichen Erziehung.

Ihr grösstes Verdienst ist es wohl, einen Weg gefunden zu haben, auf dem auch Gehörlose einen Zugang zur Welt der Töne finden können. Heute würde so etwas Schlagzeilen machen. Damals waren es nur die Fachleute, die aufhorchten. Dies aber bis nach Übersee.

Seit 1912 hatte Mimi Scheiblaurer ihren Wohnsitz in Zürich, von wo aus sich ihr Wirkungskreis im Verlauf der Jahre über die ganze Schweiz und die umliegenden Länder ausbreitete. Wen wundert's, wenn sie auch in Graubünden bekannt wurde. Bündner Lehrer besuchten ihre Kurse in Zürich und Basel. Mit den Schülerinnen des Kindergartenseminars in Klosters arbeitete sie regelmässig. Um ein halbes Dutzend Bündnerinnen zogen begei-

stert ins Unterland und liessen sich am Seminar für musikalisch-rhythmische Erziehung von Frau Dr. Scheiblaurer am Konservatorium in Zürich ausbilden.

Eine davon war Fida Danuser. Ihre Beziehung zur Lehrerin war von Anfang an so gut, dass ganz selbstverständlich eine lebenslange Freundschaft daraus wurde. Fida Brun-



Mimi Scheiblaurer klopft einem Schüler einen Rhythmus auf den Rücken (taktil), den das Kind in Bewegung und Ton umsetzt.

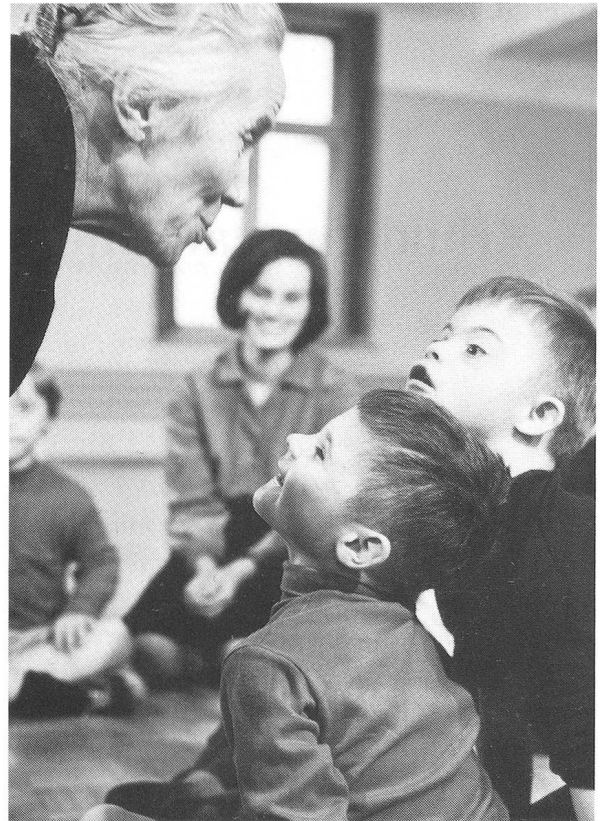
*ner-Danuser war es denn auch, die die Aufgabe übernahm, das Wirken Scheibblauer in einem sorgfältig recherchierten Buch darzustellen. Dieses erschien unter dem Titel: «Mimi Scheibblauer, Musik und Bewegung» im Atlantis Musikbuchverlag, Zürich. Es erzielte von Seiten der Fachleute eine ausgezeichnete Kritik. Wir haben deshalb die Autorin um einen Bericht gebeten über ihre persönliche Beziehung zur einst gefeierten Pädagogin. Es freut uns, unsern Lesern diese Würdigung vorlegen zu können.* M

Liebe Mimi,

Nun hat sich das Buch gelöst von mir. Ich bin befreit vom Zwang zur Objektivität, den ich mir – im Wissen um Deine Verletzlichkeit und Scheu in privaten Belangen – schreibend auferlegt hatte. Unsere persönliche Beziehung darf wieder den ganzen Raum füllen. Sie ist leise und selbstverständlich, so dass die Frage danach mich in einige Verlegenheit bringt. Die Antwort kann nur eine Um-schreibung, nicht eine Be-schreibung sein.

Aus der Distanz der Jahre scheint es mir, wir hätten uns immer gekannt. Schon früh hörte ich den Namen Scheibblauer aus den pädagogischen Gesprächen meines Vaters mit seinem Freund Heinrich Hanselmann. Sie waren beide schon damals überzeugt, dass man die Scheibblauer-Rhythmik unbedingt in die erzieherische Arbeit einbeziehen müsse. Während ich ihren begeisterten Berichten über Deine Kurse lauschte, wuchs in meiner kindlichen Fantasie Dein Bild: Die personifizierte Lieblichkeit, wohl eine Art blondes Schneewittchen.

Viele Jahre später schleppte mich eine Freundin in Dein Studio. Mit gutem Gewissen brauche ich dieses Wort. Ich hatte keinerlei Verlangen, dieses sagenhafte Fräulein kennen zu lernen, befand ich mich doch entwicklungs-mässig mitten im schwierigen Stadium der heftigen Reaktionen auf jeden Druck von aussen. Etwas verlegen stand ich deshalb vor der grossen, reifen Frauengestalt, vor dem eher strengen Gesicht, welches von einer hohen Stirn dominiert wurde. Die Augen blickten klar und gültig, ohne jede Eitelkeit. Meine Überlegung «mit



Spiel mit dem «Stimmgügeli».

einem saloppen Gruss kommst Du da nicht vorbei» war überflüssig, Du beachtetest mich kaum. Du wandtest Dich andern Leuten zu. Während ich Dein schönes, schweres, in einem vierteiligen Geflecht aufgestecktes Haar bewunderte.

Dann sah ich Dich zum ersten Mal unterrichten. Damit geriet ich in einen Bann, aus dem ich nie wieder heraus kam. Musik als befreiendes Lebenselement, wie Du sie verstanden sehen wolltest, nicht als ehrgeiziger Leistungszwang war genau das, was ich gesucht, wovon ich geträumt hatte.

Ich weiss nicht mehr, wie vielen Lektionen ich beiwohnte. Doch erinnere ich mich sehr genau an Deine beiläufige Bemerkung beim Abschied: «Wenn Du willst, kannst Du Dich im Vorbereitungs-Seminar einschreiben.» In der Gewissheit, dies sei mein Weg, schrieb ich mich ohne zu zögern ein. Es erstaunte mich auch nicht, dass meine sonst sehr strengen Eltern sofort einverstanden waren, obwohl ich

noch sehr jung war. (Ich ahnte damals nicht, mit wievielen Opfern ihrerseits mein Studium verbunden war.) Es war für mich ein unschätzbare Gewinn, dass Du die pädagogische Linie des Elternhauses fortführtest in einer Entwicklungsphase, in der alle fremden Einflüsse mehr Gewicht haben als die Ratschläge der Eltern.

Vierzehn Tage später stand ich wieder vor Dir. Zu Deinem grossen Erstaunen hatte ich, trotzdem Pianisten bekanntlich nicht sonderlich beliebte Untermieter sind, bereits ein Logis gefunden. Nicht in dem empfohlenen Pfarrhaus, ich wollte nicht «behütet» sein. Auch nicht bei Herr Dir. X, der mich gerne über meine Lehrerin ausgehört hätte. Nein, bei einer alten Dame und ihrem arrivierten Sohn kam ich unter fürs erste Semester. Ihre Lebensweise hätte Stoff für eine herrliche Posse hergegeben! Doch das steht auf einem andern Blatt.

Ich stürzte mich in die Arbeit. Jede freie Minute wohnte ich Deinem Unterricht bei und nahm in mich auf, so viel ich konnte. Übers Wochenende musste dann meine verständnisvolle Mutter stundenlang zuhören, wenn ich versuchte, das Erlebte gedanklich zu ordnen und zu verarbeiten.

Musik hatte mir schon immer viel bedeutet. Nun durfte ich unter Deiner Führung alle ihre Wirkungen erfahren und studieren. Dass mich die Kameradinnen aus der Grossstadt lächelnd «Baby» und «Unschuld vom Lande» nannten, kümmerte mich wenig. Ich mochte sie trotzdem alle. Denn der Gedanke, dort zu sein, wo ich hin gehörte, gab mir Sicherheit.

Du warst mir Vorbild. Anderer Schwärmeereien und Eifersüchteleien waren mir fremd. Im Gegenteil: Den abendlichen, gemeinsamen Heimweg umging ich im wahren Sinne des Wortes. Nach einem intensiven Achtstundentag, so schien es mir, sollte man Dich in Ruhe lassen. Dass Du vielleicht ganz gerne Deine schwere Mappe jüngeren Armen anvertraut hättest, fiel mir nicht ein.

So kam es denn, dass wir kaum sprachen miteinander. Uns verband unausgesprochenes gegenseitiges Vertrauen und Angenommensein. Ich begriff nie, dass man Dich fürchten

konnte. Als Du mir wegen einer Blume im Haar Koketterie vorwarfst, lachte ich. – Als Du mein Schweigen während einer Diskussion über persönliche Probleme tadeltest, erklärte ich Dir «ich *habe* keine Probleme». – Als ich mich dagegen wehrte, dass die Langbeinigen auf der Bühne stets die besseren Rollen bekämen, blieb ich ohne Antwort. Ein paar Wochen später begannst Du kommentarlos mit den Proben zu einem abendfüllenden Schäferspiel, in welchem Du nur zierliche Personen einsetzen konntest.

Du hieltest meine Zügel sehr locker. Am eindrücklichsten bewiesest Du mir Dein Vertrauen, als ich einmal eine schwierige persönliche Entscheidung zu treffen hatte. Du erlaubtest mir, Deinem Unterricht fern zu bleiben, bis ich «wieder klar sehen würde». Nach Einzelheiten fragtest Du gar nicht.

Man nannte mich Deinen Liebling, was mich ärgerte. Dass mich Deine gefürchtete Strenge weniger traf als andere, hängt vielleicht damit zusammen, dass sie der Erziehung meines Elternhauses entsprach.

Etwas vom Wichtigsten, was mir die Studienzeit brachte, war die Erkenntnis, dass jeder junge Mensch seinen ganz persönlichen Weg selber finden muss. Je begabter er ist, desto schwieriger wird es für ihn sein, zu erkennen, was ihn im Hinblick auf sein Ziel bereichert und was einer Verzettelung Vorschub leistet. Auch das Durchhaltenlernen trotz Fehlern und Tiefschlägen ist ein Gewinn jener Jahre.

So verflossen die Semester im auf und ab von Kleinarbeit und Erfolgen, zwischen Examensängsten und festlichen Anlässen.

Nach meinem Abschluss wollte ich ausziehen, «die Welt zu bewegen». Ohne zu fragen, warum das ausgerechnet im Ausland sein müsse, verschafftest Du mir eine Stelle. Im damals noch kaum üblichen Jobsharing teilte ich mich mit einer Kollegin in die Arbeit, aber auch in den Monatslohn von 80 SFr. Als sich dann Theorie und Praxis der Behindertenbetreuung im Heim als reichlich verschieden erwiesen, reiste meine Kollegin wieder ab. Ich selbst sollte dann ausreichend Gelegenheit bekommen, meine Frau zu stellen. Dabei handelte ich

mir neben menschlicher und beruflicher Erfahrung einen bleibenden gesundheitlichen Schaden ein.

Einen neuen Abschnitt bedeutete die Gründung meiner eigenen Schule. Ich wollte die Churer an all dem Wertvollen, das ich gelernt hatte, teilhaben lassen. In jugendlichem Selbstbewusstsein (ich war kaum 20) borgte ich mir 500 Fr., kaufte daraus einen einfachen Teppich für das gemietete Lokal, liess mir vom Soldatenliedermacher Hans Röllli einen gediegenen Prospekt entwerfen und offerierte in der Zeitung öffentliche Probelektionen. – Und sie kamen tatsächlich, meine lieben Churer. Damit begann für mich eine zwar nicht sorglose, aber herrliche Zeit.

Du verfolgst mein Tun aus der Ferne mit einem verständnisvollen Lächeln. Jedesmal, wenn ich in Zürich war, streckte ich schnell den Kopf ins Studio. Deine Offerte, wenn nötig, zu helfen, lehnte ich grossartig ab.



«Das kann ich nicht» gibt es nicht.

Heimlich orientierte ich mich aber doch an Deinen Ratschlägen aus der Studienzeit: «Man soll stets bereit sein, den ersten Schritt zu tun», «Die obersten Gebote in der Erziehung sind Selbsterziehung und Liebe», «Das Leben ist sinnlos, wenn Du es nur für Deine Person lebst», «Verlange nie etwas von andern, das zu tun Du nicht selber bereit wärst». Die ebenfalls lehrreichen Münsterchen der spitzen Baslerzunge will ich für mich behalten.

Nach ein paar weitem Jahren fragtest Du mich, ob ich an der Musikhochschule in Graz eine Abteilung für musikalisch-rhythmische Erziehung aufbauen möchte. Ein verlockendes Angebot! Ich stand aber kurz vor dem Abschluss als Pianistin. Die Grazer waren bereit, solange zu warten, mussten das Projekt dann aber aus politischen Gründen ganz fallen lassen. Erst jetzt wird mir bewusst, dass wir uns nie über die nähern Umstände dieser Berufung unterhalten haben. Auch das eigentlich typisch für unser Verhältnis.

Wieder ein paar Jahre später wollte ich heiraten. Gewarnt von den Kolleginnen verschwieg ich Dir mein Vorhaben. Wir luden Dich einfach kurzfristig zur Hochzeit ein ohne zu ahnen, wie weh ich Dir tat damit. – Und Du kamst, als stille Beobachterin. Später hast Du uns mit Deiner Mutter besucht. Immer wieder kamst Du und hörtest den Berichten der jungen Arzteleute zu. Bis eines Tages das erlösende Wort fiel: «Ich sehe, dass das Dein guter Weg ist. Das Wesentliche unseres Ideengutes habt Ihr wunderbar in Eure medizinische Arbeit eingebaut.»

Dass Du meinen Weg akzeptiertest, auch als er beruflich von Dir weg führte, war der Anfang einer wunderschönen lebenslangen Freundschaft. Am grossen Fest zu Deinem 60. Geburtstag nahmst Du mich vor aller Welt in die Arme und nanntest mich Deine Tochter. Den Anwesenden, die Deine Herbheit kannten, blieb beinahe der Atem weg. So oft Du Dir Ruhe gönnen konntest, warst Du von da ab bei uns. Damals übernahm auch mein Mann Deine ärztliche Betreuung. Meist brachtest Du uns brennend aktuelle Bücher mit, die dann gründlich durchdiskutiert wurden. Es wird

niemand erwarten, dass ich im Einzelnen erzähle, wieviel und wovon wir gesprochen haben auf Spaziergängen und beim abendlichen Glas Wein. Meist ging es um menschliche Probleme dritter, für die wir gemeinsam nach Lösungsmöglichkeiten suchten. Medizin, Rhythmik und Lebenserfahrung ergänzten sich grossartig. Manchmal war es trotzdem nicht einfach, die höchst individuellen Anschauungen ineinander zu fügen. Wir fanden uns aber immer wieder auf der gemeinsamen grossen Linie, die die Ganzheit des Menschen anstrebte.

Ausserhalb des Berufes verband uns am stärksten die Freude an der Natur. Ich erinnere mich an überwältigende Eindrücke in Deinem geliebten Chandolin. Wir konnten uns nicht revanchieren, denn leider war für Dich damals schon der Weg zu unserm Bündner Maiensäss zu beschwerlich. Dafür beglückten Dich unsere gemeinsamen «Besuche» bei den Pflanzen in unserm grossen Garten. Wie weiland J. P. Jacobsen sagtest Du bei Deinem letzten Besuch: «Hier müssten Rosen stehen.» – Nur meinst Du nicht gelbe, sondern kleine rote mit dunklen Blättern, wie sie auf Deinem Arbeitsweg blühten. Bis heute habe ich den Strauch nicht gefunden. – Vielleicht blüht er in meiner Vorstellung viel schöner als an jenem Treppenaufgang in Zürich.

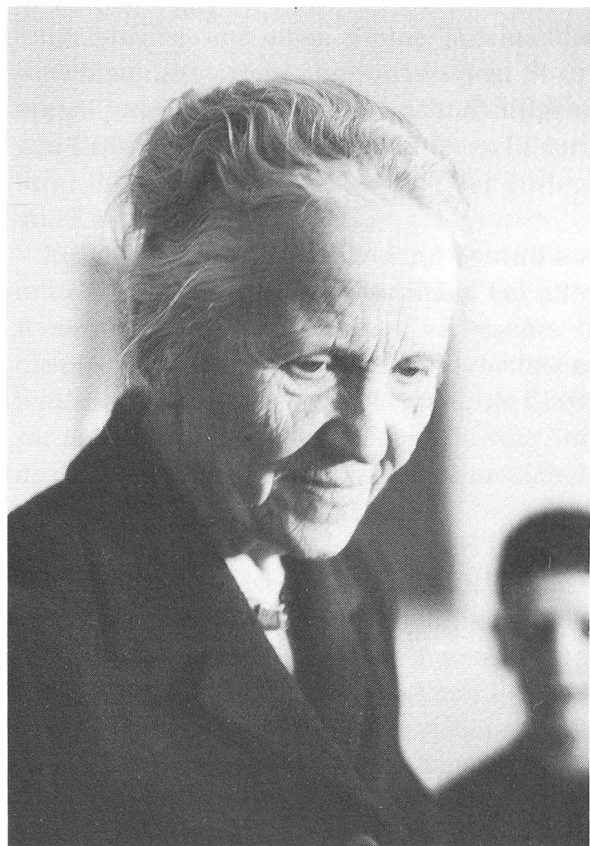
Wir planten immer wieder gemeinsame Reisen. Zur Ausführung kam leider nur eine. Aber was für eine! Du zeigtest uns Wien, die Stadt Deiner Väter. – Bereits bei der Ankunft stiegen Erinnerungen auf an die fernen Besuche bei der Grossmutter, an den von Dir heiss verehrten Herrn Papa – und schon «quatschtest» Du mit dem Taxichauffeur drauflos im vertrauten Jargon über Gott und die Welt. Arm in Arm schlenderten wir nach dem Theater, erfüllt von Musik und verstaubter Feudalität, durch die nächtlichen Gassen einem «Beisel» zu, wo die Stimmung bei Gulaschsuppe und einem Glas Heurigen in alle Höhen stieg. – Andern tags promenierten wir als Herrschaften im Sonnenschein und Pusstawind mit vielen fröhlichen Menschen im Belvedere, suchten auch einmal in Demut die Stille bei der Maria am Ge-

stade – und sassen wenige Stunden später wieder in der «Burg». – Natürlich hörten wir die Sängerknaben, natürlich sahen wir die Lippizaner. – Du warst charmant, warst geistreich, witzig, schwelgestest und liessest Dich verwöhnen. Kaum zu glauben für jene, die Dich nicht wirklich aus der Nähe kannten.

Es war vereinbart, dass Du Deine alten Tage bei uns verbringen solltest. Den nicht zu vermeidenden uniformen Alltag eines Heims hättest Du ohne Not nicht ertragen. Mein Vater lebte auch bei uns, Ihr hättet Euch gut verstanden.

Du hast dieses Angebot nicht mehr annehmen können. Wir sind dankbar, dass es Dir vergönnt war, mitten aus der Arbeit, die Dir das Leben bedeutete, weggeholt zu werden.

Kurz vorher hattest Du mir gestanden: «Ich habe meine ganze private Korrespondenz verbrannt. Niemand soll Kapital schlagen daraus, wie es heute Mode ist». Damals lachten wir und dachten nicht an die Möglichkeiten, dass Deine



Mimi Scheiblauer

schriftliche Hinterlassenschaft einmal in meine Hände kommen könnte. Du hättest vielleicht anders entschieden. Ich weiss, dass Du mir gerne noch manches gesagt hättest . . .

In unserer letzten Zeit erzähltest Du hie und da bis tief in die Nacht hinein von Deiner Familie. Es klang wie Selbstgespräche. «Ich sage das zu Euren Herzen». –

Damit schliesst sich der Kreis. Unsere Beziehung hat weder Anfang noch Ende. Vielleicht gerade, weil zwischen uns stets so viel Freiraum war, dass wir uns als Ganzheit sehen konnten, war sie immer ein selbstverständlicher Teil meines Daseins. Sie ist es durch die intensive Beschäftigung mit Deinem Nachlass geblieben.